

~~P. 185, 80~~

Pa. 3. 80

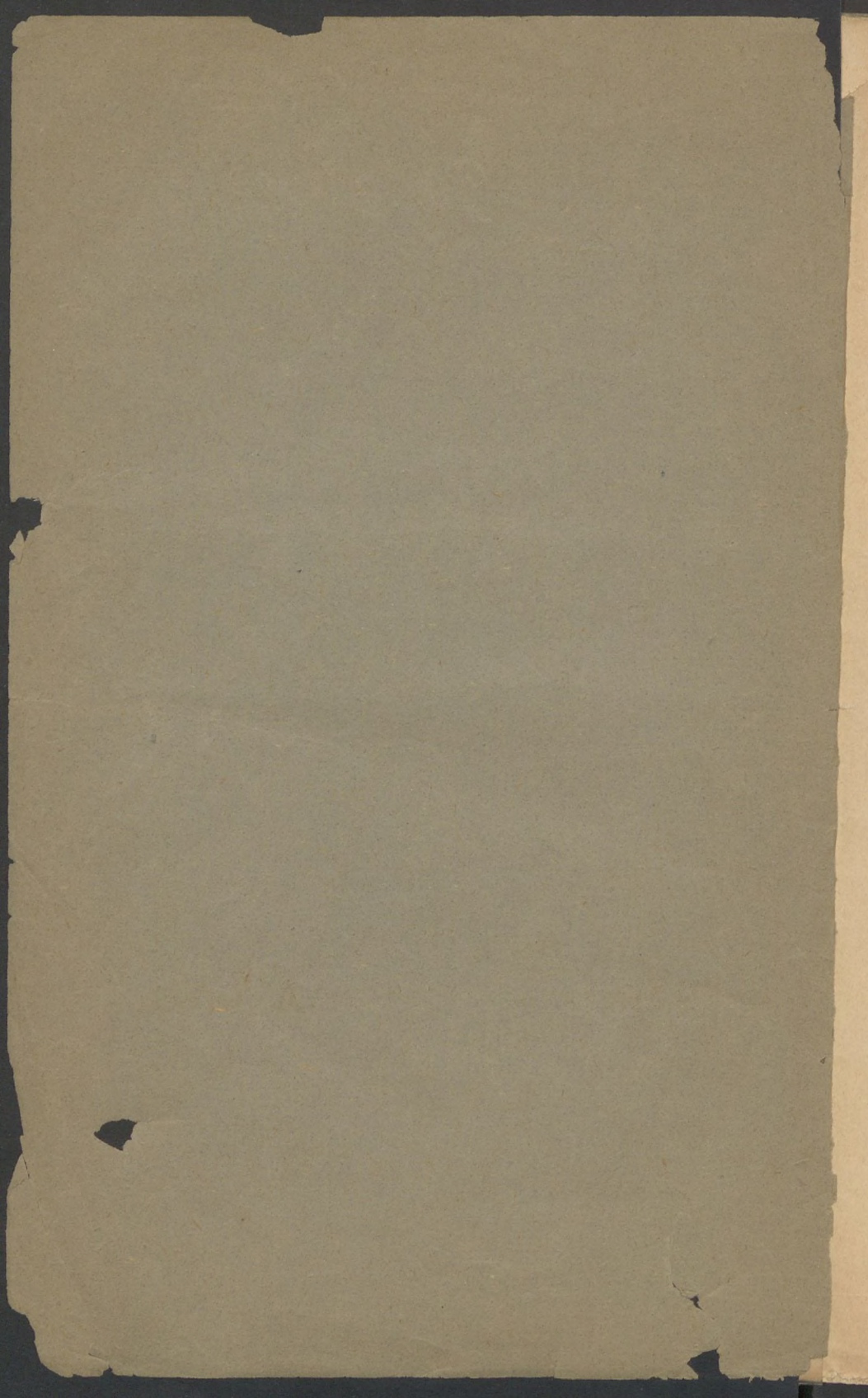
Littich.



Aus der Bibliothek
des Prof. Dr. Rudolf Reicke
1900. Acc. = nr. 509.

8/2 87.

R. Reicke.



1311303

Pa 3 80

Die mittelalterliche Kunst
im Ordenslande Preußen.

Von

Prof. Dr. Dittrich.



Ф 923/1946
1923

Unter dem Ordenslande Preußen¹⁾ verstehen wir zunächst das Land östlich von der Weichsel, welches seit dem Jahre 1231 von dem deutschen Orden erobert, colonisirt und zu dem merkwürdigen Gebilde eines Ordensstaates organisirt wurde. Im Jahre 1282 kam dazu noch das Territorium Mewe nebst Pselpin, seit 1309 theils durch Kauf, theils durch Eroberung, das westlich der Weichsel gelegene Pommerellen, welches früher unter eigenen Herzögen stand. In diesem weiten Gebiete, dem eigentlichen Preußen und Pommerellen, werden wir die Spuren der Kunstthätigkeit des Ordens sowie der unter seiner Oberhoheit gebietenden Bischöfe, Klöster, Capitel zu verfolgen haben. Und dieses Land ist gar nicht so arm an Schöpfungen der alten Kunst; nur ist es wegen seiner Abgelegenheit viel zu wenig bekannt. Man kann auf das Ordensland anwenden, was Münzenberger in seinem trefflichen Werke über die mittelalterlichen Altäre Deutschlands in Bezug auf den deutschen Norden urtheilt: „Es sind dort Schätze aufgehäuft, deren Studium unserer heutigen Kunst in hohem Maße nützlich sein würde. Wir können daher allen Architekten, Malern, Bildhauern, die Herz und Sinn für die alte Kunst haben und sie recht kennen lernen möchten, nur auf das dringendste rathen, ihre Schritte auch nach dem Norden zu lenken und dort recht eingehende Studien zu machen. Sie werden mit reicher Belehrung und mit reger Begeisterung für die Kunstwerke unserer Vorväter zurückkehren“²⁾.

Die Werke der mittelalterlichen Baukunst, Plastik, Malerei u. s. w. im Ordenslande sind noch immer viel zu wenig erforscht und beschrieben. Zwar erschien schon am Anfange unseres Jahrhunderts ein mit guten Zeichnungen ausgestattetes Werk von Frick über die Marienburg³⁾; diesem schlossen sich 1823 Büsching's gelehrte Untersuchungen über dasselbe Bauwerk an. Im Jahre 1833 und 1835 traten Gebjer und Hagen

¹⁾ Ein Theil dieser Abhandlung bildete, mit entsprechender Einleitung, den Inhalt eines Vortrages auf der letzten General-Versammlung der Görres-Gesellschaft zu Danzig.

²⁾ Zur Kenntniß und Würdigung der mittelalterlichen Altäre Deutschlands. Frankfurt a. M., 1885. S. 4.

³⁾ Frick, histor. u. architekton. Erläuterungen der Prospective des Schlosses Marienburg in Preußen. 1799—1803.

mit einem Werke über die Domkirche in Königsberg hervor. Auch Voigt in seiner Geschichte Marienburg's (1824) und in der Geschichte Preußens (1827—1839) hat aus den preussischen Geschichtsquellen vieles auf die Denkmäler der Kunst Bezügliche beigebracht. Dann währte es eine geraume Zeit, bis der hochverdiente Ferd. v. Quast die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den Reichthum und die hohe Bedeutung der Kunstdenkmäler im deutschen Osten hinlenkte. In den Jahren 1850 und 1851 erschienen zunächst in den „Neuen Preussischen Provincial-Blättern“ „Beiträge zur Geschichte der Baukunst in Preußen“¹⁾, dann 1852 „Denkmale der Baukunst im Ermland“. Seitdem haben auch die historischen Vereine der einzelnen Territorien Ost- und West-Preußens auf dieses Gebiet ihre Forschungen ausgedehnt. Manchen Beitrag zur Bau- und Kunstgeschichte des Mittelalters brachten die „Zeitschrift für Geschichte und Alterthumskunde Ermlands“, die „Mittheilungen des ermländischen Kunstvereins“, die „Altpreussische Monatschrift“; die „Zeitschrift des westpreussischen Geschichtsvereins“ enthält einen höchst beachtenswerthen Aufsatz von Töppen, der auch die Antiquitäten Elbing's behandelt: „Zur Baugeschichte der Ordens- und Bischofschlösser“, nicht zu gedenken kleinerer Mittheilungen und Aufsätze H. Bergau's in verschiedenen Zeitschriften. Ueber Danzig existirt eine eigene, ziemlich reichhaltige Litteratur. Neuerdings hat auch der westpreussische Provincial-Landtag in dem Bestreben, die geistigen Interessen der Provinz, Wissenschaft, Kunst und Kunstgewerbe zu fördern, und von der richtigen Erkenntniß geleitet, daß die Erforschung der Kunstdenkmäler als ein integrirender Theil der historischen Quellenforschung zu gelten habe, es unternommen, die in Westpreußen vorhandenen bemerkenswerthen Denkmäler der Baukunst, Sculptur und Klein Kunst durch Beschreibung und Abbildung zur Darstellung zu bringen, und in Baumeister Heise eine hierfür besonders geeignete und befähigte Kraft gewonnen. Bereits liegen drei Hefte vor, die Denkmäler der Kreise Carthaus, Berent, Neustadt, Pr.-Stargard, des Landkreises Danzig darstellend. Wenn wir nur die Namen Carthaus, Oliva, Pselplin, Dirschau nennen, so wird Jeder sofort erkennen, wie viel Interessantes schon diese drei Lieferungen bieten. Die Stadt Danzig, sowie das Ordenshaupthaus Marienburg sollen in besondern Monographien behandelt werden. „Thorn im Mittelalter. Ein Beitrag zur Baukunst des deutschen Ritterordens“ (Berlin 1885), so lautet der Titel eines andern hierher gehörigen Werkes von C. Steinbrecht, dem verdienten Leiter der Restaurationsarbeiten an der Marienburg. Die Wichtigkeit dieser Arbeit entspricht durchaus der hohen Bedeutung Thorn's und seiner

¹⁾ Bd. IX, 1 ff., 374 ff.; Bd. XI, 115 ff., 180 ff.

Kunstdenkmäler für die Geschichte der Kunst im Ordenslande. Wenn es gilt, Werth und Wesen zumal der mittelalterlichen Bauhätigkeit in Preußen zu erkennen, wird man immer auf diese Stadt, die erste Gründung des Ordens, den Hauptstütz- und Waffenplatz für die weitere Eroberung, die wichtigste Brücke, welche in Zeiten der Noth die Ritter mit ihren Hülfquellen im Deutschen Reiche verband, die „Königin der Weichsel“ in der Blüthezeit des Landes, als auf die ergiebigste Fundstätte zurückgehen müssen¹⁾.

Ist nun auch die Erforschung der ost- und westpreussischen Kunst noch immer im Fluß und Werden, so liegt doch immerhin Stoff genug vor, um mit dessen Benutzung und unter Zuhülfenahme der eigenen Beobachtungen und Forschungen ein richtiges Bild von einer wahrhaft großartigen und erfolgreichen Kunstthätigkeit im Ordenslande während der letzten 2¹/₂ Jahrhunderte des Mittelalters zu entwerfen.

Als die Ordensritter im Jahre 1231 den Schauplatz ihrer künftigen Wirksamkeit betraten, fanden sie ein mit Sümpfen, Wäldern und Wildnissen bedecktes, mit zahlreichen Wallburgen bewehrtes und darum nur schwer zugängliches Land, bewohnt von dem kriegerischen und kriegstüchtigen Volke der Pruzzen, unter dem nur in den südwestlichen Grenzdistricten wenige Christen zerstreut wohnten. Und dieses Land hat der Orden — ein Beweis von großer Thatkraft und einem bewunderungswürdigen praktischen Sinn und Geschick — in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume von etwa 100 Jahren erobert, colonisirt und weise organisirt, zu einem Staatswesen umgeschaffen, welches alle Bedingungen äußerer Wohlfahrt und innern Fortschrittes enthielt.

Man begann naturgemäß mit der Gründung fester Burgen und Schlösser als der Ausgangs- und Stützpunkte aller künftigen Operationen. Entsprechend dem Gange der Eroberung und Colonisation wurden solche Bauten zuerst im Culmer Land, an der Weichsel und am Haff, später, erst um die Mitte und gegen Ende des 14. Jahrhunderts, in dem mittlern, im südlichen und im östlichen Theile errichtet. Mit einem Netze von mehr als 200 Burgen und Schlössern haben so die Ritter das ganze Preußenland überspannt; diesen folgten die Bischöfe und Domcapitel in den ihnen zugewiesenen Antheilen, und gerade der Letztern Bauten gehören mit zu den schönsten und großartigsten²⁾. Westlich der Weichsel bestanden bereits viele Burgen aus der Zeit der Pommerellen'schen Herzöge; diese wurden durch den Orden ausgebaut und neue errichtet, wenn auch nicht

¹⁾ Vgl. Steinbrecht a. a. O. S. 2. 5.

²⁾ Eine Zusammenstellung einiger Burgen nach der Zeit ihrer Entstehung siehe N. Pr.-Bl. Bd. X, 470.

in gleich großer Zahl, weil dieses Territorium nicht derselben Vertheilungsmaßregeln bedurfte. Um die Burgen herum, näher oder entfernter, siedelten sich deutsche Colonisten an und gründeten Städte und Dörfer; die bekehrten Stammpreußen aber wurden vereinigt in sogen. Preußendörfern. Alle erhielten von dem Orden oder den Bischöfen oder den Domcapiteln ihre Handfesten, die sichern Grundlagen ihrer Rechtsverhältnisse. Zur Pflege der Religion und Bildung wurden, in der Regel gleichzeitig mit den Städten und Dörfern, Kirchen gegründet und mit Landbesitz und andern Gerechtigkeiten für alle Zukunft fest dotirt. Bald knüpfte der Orden auch Handelsverbindungen an oder förderte derartige Unternehmungen der Städte durch materielle Mittel und weise Ordnungen und Privilegien. Die Landescultur wurde durch hydro-technische Bauten gehoben, neben andern Flüssen besonders die Weichsel eingedämmt und dadurch der goldene Boden der Niederung gewonnen. Es wurden Canäle gegraben, zur Sicherung der Städte wie auch zu ihrer Versorgung mit Wasser Flüsse oft von weither herangezogen und für industrielle Zwecke, Mühlenwerke, Kupfer- und Eisenhämmer ausgenutzt.

Man wird sagen: in dieser Periode des Aufbauens und Organisirens war keine Zeit und Muße für geistige Bestrebungen, am allerwenigsten für künstlerisches Schaffen, welches doch andere Bedingungen voraussetzt, als sie das Ordensland damals bot. Kein Geringerer als der um die Erforschung der Kunstdenkmäler Preußens hochverdiente Ferd. v. Quast und Andere nach ihm haben die Ansicht vertreten, daß der deutsche Orden während des 13. Jahrh. sich wesentlich auf Noth- und Bedürfnißbauten, auf Burg-Anlagen mit Erd- und Holzbefestigungen und ebenso auf schlechte Holzkirchen beschränkt, und erst gegen Ende des Jahrhunderts oder gar erst im 14. Jahrhundert den Ausbau der Schlösser, Mauern, Kirchen von Backstein in Angriff genommen habe, daß also, von vereinzelt Fällen abgesehen, vor dem zweiten Drittel des 14. Jahrhunderts von eigentlichen Kunstbauten wohl nicht die Rede sein könne. Allein gegen diese Meinung erheben sich schon Bedenken ganz allgemeiner Natur. Die Zeiten des ersten frischen und freudigen Schaffens pflegen nicht nur nach einer, sondern nach vielen, man möchte sagen, nach allen Richtungen hin herrliche Blüthen zu treiben, zumal wenn anderswo schon ähnliche Bestrebungen herrschen, und von da eine Anregung gegeben wird. Man denke nur an das 13. Jahrhundert; blühte es damals in Deutschland nicht auf allen Gebieten, und mußte diese Blüthe nicht auch auf das im Osten entstehende Neu-Deutschland befruchtend einwirken? Neuere Forschungen haben aber auch der Ansicht v. Quast's nicht Recht gegeben, haben vielmehr die bedeutungsvolle Thatsache erwiesen, daß die Ritter, so bald sie nur irgendwo festen Fuß gefaßt hatten, vielfach schon um die

Mitte des 13. Jahrhunderts, von den provisorischen Noth- und Bedürfnisbauten alsbald zu Steinbauten übergangen und diese also gestaltet, daß sie mit Fug und Recht Kunstbauten genannt werden können.

Thorn, 1231 gegründet, hatte an den Stellen, die nicht durch die hier sehr breite und tiefe Weichsel geschützt waren, anfänglich nur Befestigungen aus Erdwällen und Palisaden, und doch bewährte sich die Burg in dem ersten Aufstande der Preußen (1242—53) schon als eine Hauptschutzwehr des Landes. Nach Unterdrückung des Aufstandes ging man sofort daran, die Holzburg in eine Steinburg umzuwandeln; 1253 begann der Bau des Schlosses, 1255 der der Stadtmauer¹⁾. Die massiven Befestigungen von Thorn dürften das Früheste sein, was in Preußen überhaupt in Backstein gebaut worden ist. Im Jahre 1259 erhielt die Stadt Thorn die Erlaubniß, ein neues Rathhaus zu errichten, weil das alte Gebäude bereits „verrottet und allzumalen haufällig“ war²⁾. Weil nur ein provisorischer Holzbau, hatte es nur wenige Jahre vorgehalten. Ein Theil des neuen, bald nach 1259 in Backstein aufgeführten Rathhauses ist uns noch in dem Thurm des jetzigen Baues erhalten. Das Schloß Thorn hatte natürlich auch seine Schloßkapelle. Im Jahre 1263 wurde schon ein Umbau derselben geplant, und zwar „opere sumptuoso“, was wohl hier auf einen Steinbau gedeutet werden darf³⁾. Die Gründung der Neustadt Thorn fällt in's Jahr 1264, auch die Anlage ihrer Stadtmauern.

Das erste Gotteshaus Thorn's, zugleich mit der Stadt gegründet, ist die Pfarrkirche St. Johann. Ihre ältesten Bauthteile weisen auf eine Gleichzeitigkeit mit dem Schloß und der Stadtmauer hin, gehören also etwa dem Jahre 1260 an⁴⁾. 1267 wurde die Marienkirche erbaut.

Wie in Thorn, so auch anderswo. Das Schloß von Culm erscheint 1267 bereits als ein Steinbau und wurde wohl schon mehr als ein Jahrzehnt früher massiv aufgeführt⁵⁾. War ja doch das 1231 gegründete Culm zur Hauptstadt des Landes bestimmt. Bemerkenswerth ist auch, daß nach einer vorhandenen Urkunde von 1244 die Predigermönche von Culm einen Platz vor der Stadt zur Anlegung einer Ziegelscheune eintauschten. Sie dachten also schon daran, ihr Kloster nebst Kirche in Steinbau aufzuführen, woraus man schließen möchte, daß schon damals Schloß und Pfarrkirche in Stein vollendet waren⁶⁾.

Der Dom zu Culmsee wurde 1251 gegründet und sollte nach einem Indulgenzbrief von 1252 „opere sumptuoso“ aufgebaut werden. Sollte damit nicht wieder ein Steinbau gemeint sein?

¹⁾ Steinbrecht a. a. O. — ²⁾ A. a. O. 31. — ³⁾ A. a. O. 17.

⁴⁾ A. a. O. 23. — ⁵⁾ Vgl. Töppen in der Zeitschr. des westpr. Geschichtsvereins' Heft I. 1880. — ⁶⁾ Töppen a. a. O. 9.

Schon im Jahre 1246 erhielten die Dominicaner in Elbing die Erlaubniß, Chor und Kirche ihres Klosters in Ziegelbau auszuführen¹⁾. Sicher machte das Kloster von dieser Erlaubniß auch sehr bald Gebrauch, wie wir denn auch in dem Chor der jetzt noch bestehenden Dominicaner- oder Marienkirche trotz zweimaligen Umbaues den Rest einer ältern, noch dem 13. Jahrhundert angehörigen Kirche erkennen können²⁾. Und sollte das Schloß von Elbing, welches im Jahre 1251 als domus — ein Ausdruck, der in jener Zeit nie von Holz-Wohnungen oder =Burgen vorkommt — bezeichnet und dem Landmeister zur Residenz angewiesen wird, nicht auch schon ein Steinbau gewesen sein?³⁾

Das Schloß Königsberg hatte, wie überhaupt alle die ersten Burganlagen, ursprünglich nur Erd- und Holzbefestigungen, aber nicht lange; denn 1257, als die Ritter die Höhen, auf denen Königsberg liegt, mit dem samländischen Bischof theilten, lagen die Steine bereits auf dem Bauplätze, und in einer Urkunde von 1263 werden schon die muri — nicht moenia, was Befestigungen im Allgemeinen bezeichnet — des neuen Schlosses erwähnt.

Das Schloß zu Marienwerder, welches um 1256 an den Bischof von Pomesanien überging und von diesem bewohnt wurde, war gewiß kein bloßes Holzhaus. Im Jahre 1276 begann der Bischof den Bau eines zweiten Schlosses, natürlich eines massiven, in Riesenburg. Seit 1280 wurde auch der Nordflügel des Hochschlosses Marienburg aufgebaut, altgothisch mit romanischen Reminiscenzen⁴⁾, in den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts auch das Schloß von Mewe⁵⁾.

Es ist sicher, daß gleichzeitig auch der ermländische Bischof Heinrich I. sein Residenzschloß zu Braunsberg in massivem Ziegelbau auführen ließ.

Burg und Kapelle von Lochstädt am friischen Haff sind aus dem Jahre 1276.

Nach alle dem kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß die Ordensritter und die Bischöfe schon seit der Mitte des 13. Jahrhunderts einen großen Theil ihrer Schlösser und Kirchen in Steinbau aufgeführt haben.

Während des 14. Jahrhunderts erreichte die Baukunst im Ordenslande rasch ihre höchste Blüthe. Wieder geht Thorn voran, in baulicher Hinsicht überhaupt eine der interessantesten Städte des Landes⁶⁾. Hier begann, zunächst mit dem Chor, 1309 der Bau der St. Jacobskirche,

¹⁾ De opere latericio. Cod. dipl. Warmiensis I, 14.

²⁾ Ferd. v. Quast in *M. Pr. Pr.-Bl.* IX, 26. — ³⁾ Töppen a. a. D. 11.

⁴⁾ Quast a. a. D. XI, 196. — ⁵⁾ Töppen a. a. D. 19. — ⁶⁾ Steinbrecht a. a. D. 10.

eines zwar bescheidenen, aber äußerst zierlichen Bauwerkes, welches wohl den Höhepunkt aller Kirchen des Ordenslandes bilden dürfte¹⁾.

Seit dem Beginne des 14. Jahrhunderts wurde auch das Hochschloß Marienburg weiter ausgebaut und zum Sitze des Hochmeisters eingerichtet. Wahrscheinlich war es Werner von Orseln, der die Schloßkapelle im Innern ausschmückte und ihr ein Portal gab, welches in der Detailbildung den höchsten Triumph des gothischen Ziegelbaues feiert, die sogen. goldene Pforte. Hochmeister Dietrich von Altenburg (1335—41) erbaute die St. Annenkapelle mit der Gruft der Hochmeister, und über ihr die Verlängerung der Schloßkirche, deren Inneres er neu einwölbte. Von ihm rührt auch die Anordnung des Capitelsaales her nebst dem alten Kreuzgange. Endlich hat er wahrscheinlich auch den Bau des Mittelschlosses begonnen und in ihm den Conventsremter, den Triumph des Gewölbebaues, und die Schloßkapelle daselbst angelegt. Sein großer (zweiter) Nachfolger Winrich von Kniprode führte den Bau mit seinen herrlichen Gemächern zu Ende. Der berühmteste Meister des Ordens ist auch der Schöpfer des glänzendsten Bauwerkes geworden²⁾.

Seit dem zweiten Drittel des Jahrhunderts erhoben sich dann die großartigen Kathedralen des Ordenslandes, Königsberg seit 1333, Frauenburg seit etwa 1340, Marienwerder seit 1343, Culmsee, die zahlreichen Stadt- und Klosterkirchen, auch viele Landkirchen, welche letztern gerade in Preußen, namentlich an der Weichsel, in Ermland und Samland, in so bedeutenden Abmessungen und so ungewöhnlich bedeutamen Formbildungen erscheinen, wie in wenigen andern Ländern³⁾. Auch die alte St. Marienkirche zu Danzig wurde 1343 begonnen, die Klosterkirche von Oliva aber nach einem Brande von 1348 oder 1350 erneuert und erweitert. Aus dieser Zeit rühren her: die Gewölbe im linken Seitenschiff, im Chor und Chorumgang, der Kreuzgang und der Capitelsaal.

Demselben Jahrhundert gehören auch die Burgen und Schlösser des südöstlichen Theiles an. Um die Mitte des Jahrhunderts begann der ermländische Bischof Johann I. den Bau der Schlösser von Köffel und Seeburg, namentlich aber von Heilsberg, welches von seinem Nachfolger Johann II. (1355—72) zu Ende geführt wurde, ein Bauwerk, das zu den vollendetsten derartigen Anlagen zu rechnen ist und bis heute noch den ursprünglichen trutzig vornehmen Charakter einer Ordensburg am treuesten bewahrt hat. In dem letzten Jahrzehnt vor der Schlacht bei Tannenberg (1410) wurde das Schloß von Ragnit erbaut, nach dem Urtheile Quast's „vielleicht das großartigste aller eigentlichen Festungs-

¹⁾ A. a. D. 27. — ²⁾ Quast a. a. D. XI, 197. 194. — ³⁾ Quast, Baudenkmale Ermlands S. 47.

schlösser Preußens“¹⁾. Die Städte umgaben sich mit Mauern, wehrhaften Thoren und Thürmen, schmückten sich mit Rathhäusern; so baute Thorn sein Rathhaus größer und prächtiger neu 1393.

Wer etwa um's Jahr 1400 das Ordensland durchreiste, konnte, von anderm abgesehen, in baulicher Hinsicht nur die günstigsten Eindrücke empfangen. Zahlreiche Dörfer mit oft großen, immer aber zierlichen Kirchen, Städte mit hohen Mauern, auf ihnen, dicht an dicht, mächtige Wehrthürme und burgartige Thore, trozig-kriegerischen Aussehens. Und über die Häuser mit ihren hochragenden, durch spitzbogige Nischen und Blenden, durch Fenster und Pfeiler gezierten Treppengiebeln ragten die Kirchen hervor, oft mehr als eine in mittelgroßen Städten, deren hohe und mächtige Thürme, ein sprechender Ausdruck mittelalterlichen Geistes, Stadt und Land weithin beherrschten.

Und welchen Charakter trugen alle diese Bauten an sich?

Der Charakter eines Bauwerkes bestimmt sich im Allgemeinen nach dem in einer Zeit herrschenden Baustil, sodann aber auch nach dem eigenthümlichen Geiste, den Gesetzen und Traditionen eines Instituts.

Die Ordensschlösser sind im Wesentlichen Ab- und Nachbilder der mittelalterlichen Klöster: ein quadratischer Bau mit einem innern Hof und Kreuzgang, in einem Flügel die Schloßkapelle. Den Stil selbst betreffend, so hatte sich zur Zeit, als der Osten colonisirt und mit Bauten bedeckt wurde, bereits aus der romanischen Bauweise der sogen. gothische Stil herausgebildet, und zwar befand sich derselbe noch in dem Stadium des Ueberganges, in welchem ältere und neuere Formen sich vermischen, oder auch schon in dem der schlichten, einfachen, strengen Frühgothik. Auch die Meister der Backsteinbauten Norddeutschlands hatten um jene Zeit die romanischen Formen so ziemlich fallen lassen und sich den gothischen zugewandt. Diese Uebergangs- bzw. frühgothische Bauweise übertrugen nun die Ordensritter, die sich damals noch vorwiegend aus dem Norden rekrutirten, nach Preußen, und haben sie hier in dem Backsteinmaterial mit großer Liebe und Meisterschaft gehandhabt. Die frühesten Ordensbauten waren, wie die noch vorhandenen Reste beweisen, alle in einem vorzüglichen, mit großer Sorgfalt ausgewählten und bereiteten Material technisch geschickt ausgeführt, dabei äußerst schlicht und einfach, mit nur spärlichem Zierrath von horizontalen Friesen und Stromschichten, von Blenden und Spitzschilden geschmückt, außerdem fast immer von überraschend schönen Verhältnissen. „Die Thürme von Thorn,“ so urtheilt der neueste Erforscher der dortigen Kunstdenkmäler, „sind durch Krönungen, Blenden, Fenster in guten Verhältnissen gegliedert; jedes

¹⁾ N. Pr. Pr.-Bl. XI, 195 ff.

Eächen, jede Thüre, jedes Fensterchen ist mit einfachen Mitteln zierlich und wirksam gestaltet und geschmückt.“ Charakteristisch ist die große Einfachheit. „Gerade die wirksamsten Verzierungen, z. B. das Thurmgesims, die Thürkrönung sind ohne Formsteine hergestellt; die Formsteine sind in der Regel nur für untergeordnete Zwecke und zum großen Theil nur aus praktischen Rücksichten angewendet, z. B. bei Thürkanten, Fensterleibungen, Lichtschlizen, an Treppenspindeln, Kragungen, Decksteinen.“ Aehnlich ist es mit den glasirten Steinen. „Sie treten nicht als Zierrath auf, sondern dort, wo sie einen praktischen Zweck haben, z. B. an der Treppenspindel“ ¹⁾. Der alte Thurm des Thorner Rathhauses trägt alle Merkmale der frühgothischen Bauten an sich: vortreffliche technische Ausführung, einfache und originelle architektonische Gliederung. „Es ist ein Prachtstück der Profan-Baukunst des Mittelalters“ ²⁾.

Aehnliche stilistische Eigenthümlichkeiten wie die ältesten Thorner Bauten zeigen andere Ordensniederlassungen im Culmer Land, an der Weichsel und am Haff³⁾. Das Hochschloß von Marienburg ist noch ebenso einfach, so würdig und gediegen⁴⁾. Einige Theile der Kathedrale von Culmsee, jedenfalls noch dem Bau angehörig, welchen Bischof Heidenreich nach dem Jahre 1251 zu errichten anfang, sind noch im romanischen Stil gehalten⁵⁾.

Erwähnen wir hier auch, wenngleich sie in ihren ältesten Theilen nicht zu den Ordenskirchen gehört, die Klosterkirche zu Oliva. In ihrer Hauptanlage stammt sie noch aus der Zeit zwischen 1239 und etwa 1253 und war das älteste Bauwerk in ganz Ost- und Westpreußen. Die Theile, welche in dem gegenwärtigen Bau noch vorhanden sind, z. B. die Arkaden des Mittelschiffes, einige Capitäle, zeigen noch durchweg die Bauformen des Uebergangsstiles⁶⁾.

Die Techniker haben in dem Vorkommen von Sterngewölben in den Ordenskirchen lange ein Merkmal ihres spätern Ursprunges erkennen wollen. Ferd. v. Quast bezeichnet als das älteste Sterngewölbe das in der Lady Chapel zu Lichfield in England (1296—1321), in Deutschland das der 1310 erbauten Briefkapelle zu Lübeck, und nimmt eine Uebertragung von dort nach Preußen an⁷⁾. Allein es findet sich, wie neuerdings Steinbrecht nachgewiesen hat, schon im Mitteljoch des bald nach 1250 entstandenen Chores der altstädtischen Pfarrkirche St. Johann zu Thorn ein Sterngewölbe, ebenso in dem Chor der 1276 erbauten

¹⁾ Steinbrecht a. a. D. 22. — ²⁾ A. a. D. 31. — ³⁾ A. a. D. 5. — ⁴⁾ Quast a. a. D. XI, 1. — ⁵⁾ A. a. D. IX, 23. — ⁶⁾ Hirsch in, N. Pr. Pr.-Bl. XI, 37. — ⁷⁾ N. Pr. Pr.-Bl. XI, 120, 123.

Schloßkapelle zu Lochstädt, in der Kapelle und dem Capitelssaal der auf 1300 anzuzehenden Burg Rheden, in dem Capitelssaal der Marienburg etwa 1309 und in dem gleichzeitigen Chor der St. Jacobskirche zu Thorn. Bei dieser Sachlage könnte man sich sogar für berechtigt halten, dem Ordenslande Preußen die Erfindung des so wirkungsvollen Sterngewölbes zuzuschreiben ¹⁾.

Die Baukunst im Ordenslande bewahrte ihre Einfachheit und durchsichtige Klarheit, die Schönheit der Verhältnisse und die Reinheit der Formen bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts. Gegenüber den reichen Kirchenbauten des Westens ist die Grundform eine sehr einfache — ein Ausdruck des Wesens, welches überhaupt die Colonisirung des Ostens kennzeichnet: nüchternen Verzicht auf allen überflüssigen Luxus, eine gewisse Knappheit und Abgemessenheit, eine fast klösterliche Strenge und Einfachheit. Daher auch die Vorliebe für den geradlinigen Chorabschluß. Je mehr nach Osten, desto seltener findet sich der polygone Chorabschluß, öftlich von der Weichsel nur bei sehr wenigen Kirchen (Braunsberg, Schalmey, Elditten). Letztere, welche den Chor von dem Langschiffe abschließen, hatten die Domkirche zu Königsberg, die Kirchen St. Johann und St. Jacob zu Thorn ²⁾. Die mehrschiffigen Kirchen sind mit nur wenigen Ausnahmen (Wornbitt) hohe Hallenkirchen mit Sterngewölben über meistens achteckigen Pfeilern. Im Westen erheben sich massive hohe Thürme, durch aufsteigende Nischen, Blenden, Schalllöcher oder auch durch Abtheilung in Stockwerke gegliedert. Der Abschluß war der Regel nach pyramidal oder, zumal bei Landkirchen, ein Satteldach mit Treppengiebeln. Charakteristisch sind die reichen und malerischen Ostgiebel, mit spitzbogigen Blenden und Pfeilern gegliedert, an der Dachschräge in Pfeilerfialen oder Abtreppungen abschließend. Bei größern Hallenkirchen überspannt entweder ein kolossales Dach alle drei Schiffe, oder es laufen wohl auch drei Satteldächer neben einander, wodurch das äußere Ansehen, namentlich wenn jedes Dach seinen besondern Giebel hat, ungemein malerisch wird.

Gegenüber den frühesten Ordensbauten ist im 14. Jahrhundert ein Streben nach reicherer decorativer Wirkung nicht zu verkennen. Schon die Sterngewölbe, welche das ältere, reinere und strengere Kreuzgewölbe nun überall verdrängen, verrathen es, sodann die häufigere Anwendung verschiedenfarbig glasierter Steine zur Belegung des äußern Mauerwerkes, wovon St. Jacob zu Thorn das vollendetste Muster zeigt, sowie der Formsteine an Fenstern, Nischen, Blenden, Thürleibungen, zumal an dem Hauptportal. Auch liebte man um das Gebäude im Innern und Außern sich herumziehende gepuzte, bemalte, oder auch aus Maßwerk oder

¹⁾ Steinbrecht a. a. D. 29, Anm. 10. — ²⁾ Steinbrecht a. a. D. 28.

ornamentirten Plättchen gebildete Frieze. Eine Eigenthümlichkeit, die sonst nirgends im Norden vorkommt und auf orientalischen Ursprung hinweist, sind die aus quadratischen Ziegelsteinen oder Plättchen mit gothischen Majuskelnbuchstaben hergestellten Inschriftenfrieze und Bogeneinfassungen. Man sieht solche in der Vorhalle des Domes zu Frauenburg, im Chor wie am Aeußern der St. Jacobskirche zu Thorn, am Aeußern der hl. Leichnamskirche zu Elbing, wo die Inschrift unter den Fenstern rund um die Kirche, gleichmäßig an den Wandflächen wie um die Strebepfeiler, herumläuft. Als Bogenverzierung finden sich solche Inschriften zu Vochstädt und zu Schloß Bürgeln, wahrscheinlich auch ehemals am Hochschloß zu Marienburg¹⁾.

Im 15. Jahrhundert trat auch in der Bauhätigkeit eine große Veränderung ein. Nachdem der Orden seine Aufgabe erfüllt, stieg er rasch von der ursprünglichen Höhe herab und ging immer mehr und mehr einem innern und äußern Verfall entgegen. In der Schlacht bei Tannenberg, 1410, sank die Blüthe der Ritter unter dem Schwerte der Polen und Lithauer dahin und mit ihnen brach die Macht des Ordens, der sich von diesem Schlage nie mehr erholt hat. Der Rückschlag dieser Katastrophe auf alle friedlichen Unternehmungen konnte nicht ausbleiben; auch die Bauhätigkeit erlahmte. Nur die Marienburg, welche bei der Belagerung nach dem Jahre 1410 schwer gelitten hatte, wurde in ihren zerstörten Theilen erneuert und mit stärkern Befestigungswerken versehen.

Inzwischen waren unter den günstigen Vorrechten und weisen Ordnungen, welche der Orden seinen Unterthanen gegeben hatte, die Städte erstarkt; es blühte Handel und Wandel, es wuchs der Wohlstand und mit ihm das Selbstgefühl. Wie in den Städten, so bei dem Landadel. Und in dem Maße, als deren Macht aufstieg, trat die des Ordens zurück. Bald warfen, in dem jogen. Städtekrieg (1454—1465), die Städte das längst unbequeme Joch des Ordens ab und stellten sich im Frieden zu Thorn (1466) unter den Schutz Polens. In der Siegesfreude über die erlangte Freiheit erwachte von neuem die Kunstthätigkeit in den Städten und fand ihren Ausdruck in hochstrebenden Bauten von gewaltigen Dimensionen. Thorn erhöhte damals das niedrige basilikale Hauptschiff der Pfarrkirche St. Johann zu einem 27,50 Meter hohen Hallenraum. In Folge dessen macht zwar das Innere einen überraschenden, großartigen Eindruck, aber das schöne Ebenmaß von früher war verloren und die äußere Erscheinung des Gebäudes geradezu entstellt²⁾.

Danzig, das schon in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts den Umbau des Chores seiner alten Marienkirche begonnen hatte, brach

¹⁾ Quast a. a. O. XI, 36 ff. — ²⁾ Steinbrecht a. a. O. 45. 25.

nun auch das Langhaus ab, um den heute noch vorhandenen Neubau aufzuführen (1484—1503). Diese Thatsache charakterisirt zu sehr den Geist jener Zeit, als daß wir es uns versagen könnten, darauf noch näher einzugehen. Nach neuern Untersuchungen war die alte, 1343—1359 erbaute Marienkirche keineswegs, wie ihr Geschichtschreiber behauptet hat, „ein gewöhnliches, mittelmäßiges Gebäude“¹⁾. Sie war vielmehr eine nicht unbedeutende Kirche, damals die größte Danzig's, größer als St. Katharina und St. Nicolaus, und würde, wenn sie heute noch stände, nur von der Trinitatiskirche an räumlicher Ausdehnung übertroffen werden. An Consequenz der Constructionen, an Adel und Schönheit der Formen überragte sie bei weitem die jezige, in ihren Formen schon rohe und selbst in den reicher ausgebildeten Theilen ganz handwerksmäßig behandelte und nur wegen der Kolossalität ihrer Verhältnisse, der malerischen Gesamtwirkung ihres Innern und ihrer reichen Ausstattung mit Kunstwerken mit Recht bewunderten Kirche. Das alte Gotteshaus konnte den schönsten und größten Kirchen, welche in der Blüthezeit des Ordens entstanden waren, den Domen von Königsberg, Frauenburg, Marienwerder, der St. Nicolaikirche zu Elbing, der Schloßkirche zu Marienburg an die Seite gestellt werden. Es gibt gegenwärtig in Danzig, vielleicht die durch ihr herrliches Gewölbe ausgezeichnete Nicolaikirche ausgenommen, keinen Bau, welcher an Schönheit der Composition und architektonischer Detailbildung mit der alten Marienkirche sich vergleichen ließe²⁾. Was trieb denn die Danziger, dieses herrliche Bauwerk abzubauen? Das durch den Reichthum und die Macht der seit 1466 freien Stadt hochgesteigerte Selbstgefühl fand nicht mehr sein Genüge in dem zwar durch künstlerische Schönheit hervorragenden, aber nur bescheidenen Kirchengebäude; es wollte sich einen Ausdruck schaffen in einem größern, wo möglich dem größten und reichsten Gotteshaus, wie es einige der reichen norddeutschen Handelsstädte längst besaßen. Das ist die gegenwärtige Marienkirche, und mehr ist sie nicht. Sie kann imponiren durch ihre hohen und lichten Räume, durch ihre kolossalen Verhältnisse; es fehlt ihr aber die künstlerische Weihe der wahren Schönheit.

Der Orden hat sich seit dem Städtekriege zu einer bemerkenswerthen Bauthätigkeit nicht mehr aufgerafft. Nur die St. Johanniskirche von Marienburg, welche in den letzten Kämpfen um den Besitz der Stadt arg verwüstet, fast zerstört worden war, wurde noch nach dem Jahre 1466 nothdürftig erneuert. Die vielen technischen und künstlerischen Unvollkommenheiten derselben documentiren bereits den Niedergang der mittel-

¹⁾ Girsch, die Oberpfarrkirche St. Marien I, 42.

²⁾ Vgl. R. Bergau, die alte Marienkirche zu Danzig. Leipzig 1868. S. 15.

alterlichen Kunst, wie auch den Niedergang des Ordens. Denn dieses großartige Institut hatte sich überlebt. Nachdem die Ritter ihre Aufgabe erfüllt, das Preußenland erobert, colonisirt, christianisirt und zu einem blühenden Staatswesen erhoben, da hätten sie abtreten müssen. Da keine Kriege mehr zu führen waren, ergaben sich die Ritter, abweichend von der Strenge ihrer Regel, einem Leben der Ruhe und des Genusses, und dieses führte sie einem raschen Falle zu. Es war ein weiser Gedanke des ermländischen Bischofs Lucas Wazelrode, als er am Ende des 15. Jahrhunderts dem apostolischen Stuhle den Rath erteilte, den Orden nach Podolien zu verlegen, damit er im Kampfe gegen die Türken eine seinem Grundstatut entsprechende Thätigkeit erhalte und so zu neuem Leben, zu neuer Blüthe sich erheben könnte.

Mit dem Untergange des Ordens, welcher zusammenfällt mit dem Umsturz der mittelalterlichen Institutionen, er stirbt auch in dem deutschen Osten im Großen und Ganzen die mittelalterliche Kunst, zumal die Baukunst. Die Renaissance, welche, von Italien ausgehend, über Frankreich ihren Siegeslauf durch die ganze civilisirte Welt hielt, hat auch im Ordenslande den mittelalterlichen Baustil verdrängt und an Stelle der aus dem christlich-deutschen Geiste und im Anschluß an die deutsche Natur entstandenen Formenwelt die antike gesetzt. Freilich hielt sich im Osten das Alte sehr viel länger als anderswo. Ich will hier nicht reden von den Bauwerken im Uebergangsstil, welche namentlich in Danzig ein so eminent malerisches Gepräge tragen. Man denke nur an das Zeughaus. Die hohen Gewölbe im Mittelschiff und Kreuzschiff von Oliva stammen aus dem Jahre 1582, die des zweischiffigen Sommer-Refectoriums aus dem Jahre 1594, ein Beweis, wie neben der modernen italienischen Baukunst auch der gothische Gewölbebau noch geübt wurde. Der Trinitatisaltar im nördlichen Seitenschiff, das Werk eines Danziger Meisters aus dem Jahre 1604—1606, gehört ebenfalls hierher. Nicht nur ist die ganze Anlage des untern Stockwerkes gothisch, auch einzelne Theile, z. B. das Mittelstück und die noch ganz wie ein Flügelaltar gebildete obere Nische für das Muttergottesbild, zeigen viele gothische Formen und Motive.

Es dürfte Viele überraschen, aber es ist Thatsache, daß noch im Jahre 1681 in Braunsberg eine ganz gothisch gehaltene Kirche, die Trinitatiskirche der Neustadt, erbaut wurde, wohl der letzte Ausläufer der mittelalterlichen Baukunst auf dem europäischen Continent.

Wenden wir uns nunmehr zu einer kurzen Betrachtung der andern Zweige der mittelalterlichen Kunst im Ordenslande. War auch, wie überall im Mittelalter, die Architektur die maßgebende, alles beherrschende Kunst, so blieben doch auch die Malerei und Sculptur, wenn auch nur

im Dienste der königlichen Kunst der Architektur, nicht ohne liebevolle Pflege.

Bei der Vorliebe des Mittelalters für reichen und frischen Farbenschmuck dürfen wir es nicht anders erwarten, als daß auch die Kirchen des Ordenslandes einer malerischen Ausschmückung nicht ermangelt haben werden. Wenn schon das äußere Mauerwerk durch wechselnden Steinverband, durch vielfarbig glasierte und zu mannfachen Mustern zusammengestellte Steine, durch Ornament- und Inschriften-Friesse belebt war, wie das alles am besten die St. Jacobskirche zu Thorn beweisen kann, die uns erst neuerdings Steinbrecht in seinem vortrefflichen Werke über die Baudenkmäler Thorn's in ihrer ursprünglichen Schönheit vorgeführt hat, um wie viel mehr wird dies bei dem Innern der Kirchen der Fall gewesen sein! Im Chore der St. Johanniskirche zu Thorn ist einstmals die polychrome Behandlung besonders schön gewesen. Die Dienste und der Triumphbogen waren mit schwarz glasierten Steinen geschichtet, die Wände im Ziegelton gehalten und um die Fenster breite Umrahmungen in Grün, Schwarz, Graublau und Weiß gezogen. Nach einer urkundlichen Nachricht war die Decke mit Blumen und Wappenschildern bemalt, und im Chor befanden sich Bilder der Evangelisten. Alles schlummert jetzt unter dicker Tünche. Das Gewölbe im Thurm derselben Kirche zeigt eine so schöne und einfache Decoration, daß sie wohl nachgeahmt zu werden verdient¹⁾. Man ist zu der Annahme berechtigt, daß wenigstens in den Dom- und den größern Stadtkirchen, wo nicht die natürliche Farbe des Backsteins den farbigen Schmuck überflüssig machte, die verputzten Wände mit Darstellungen aus der hl. Geschichte, die Gewölbe mit frischen Ornamenten belebt und geschmückt gewesen sind.

Solche Bilder sind denn auch bei den neuerlichen Restaurationen vielfach zu Tage getreten. Im Königsberger Dom kamen bei der Erneuerung eines Denkmals an der Südmauer des vordern Chores Heiligenbilder auf blauem Grunde zum Vorschein. Sie umgaben, dicht nebeneinander stehend, sicherlich den ganzen Chor²⁾.

An den Wänden des Langhauses der Kathedrale zu Marienwerder zog sich unter den Fenstern ein etwa 10 Fuß hoher, großartiger Bilderrand herum, welcher wahrscheinlich bald nach Vollendung des 1343 begonnenen Baues, also am Ende des 14. Jahrhunderts, gemalt wurde. Nachdem die Wandgemälde beim Uebergange des Domes an die Protestanten, wahrscheinlich noch im 16. Jahrhundert, mit Putz überstrichen

¹⁾ Steinbrecht a. a. O. 26, 25 und Taf. V.

²⁾ Hagen und Gebjer a. a. O. 100.

und seitdem gänzlich vergessen worden waren, entdeckte sie Ferdinand v. Quast im Jahre 1862 unter der Tünche und veranlaßte ihre Bloßlegung. Soweit möglich, sind dieselben, vielfach freilich nur mit Nachhülfe der frei schaffenden Phantasie, wieder hergestellt worden. Es sind eigentlich mehr Zeichnungen als Gemälde; die mit dunkler Farbe sehr energisch gezeichneten Umrisse sind mit einfachen Localfarben ohne Schattirung ausgefüllt. Wahrscheinlich setzte sich der Bilderfries auch unter den Fenstern des Chores fort, wurde aber später übertüncht und durch die noch jetzt vorhandene Reihe der Hochmeister- und Bischofs-Bilder ersetzt (um 1500)¹⁾.

Auch im Kreuzgange des ehemaligen Klosters Pselpin hat man vor kurzem ein die Fußwaschung und die Kreuzigung Christi darstellendes Wandbild entdeckt, welches dem 14. Jahrhundert angehören dürfte²⁾. Es ist neuerdings durch Maler Weinmayer aus München sorgfältig gereinigt und restaurirt worden.

Die Wände der kleinen Kirche des Dorfes Arnau bei Königsberg bergen unter der Tünche einen ganzen, fortlaufenden Cyclus von bildlichen Darstellungen, nach einigen zu Tage getretenen Stücken zu urtheilen, wahrscheinlich eine ganze Biblia pauperum mit mehr als dreißig Bildern.

Der Bilderreichthum der Marienkirche im Schlosse zu Marienburg ist erst unlängst, nachdem die Tünche entfernt worden, freilich vielfach nur in schwachen Resten, sichtbar geworden und durch Baumeister Steinbrecht und Maler Weinmayer so viel möglich entziffert und im Stil des Mittelalters erneuert.

Auch die Wände der neuen Hochmeisterkapelle im Mittelschloß waren mit Bildern decorirt. Daß überhaupt dieses Schloß nach seiner Vollendung mit malerischem Schmuck ausgestattet wurde, beweisen mehrfache Mittheilungen in dem noch erhaltenen sogenannten Treslerbuche. „Noch bezeugen Reste der Malerei in dem obern Hausflur, das Wappen der Jungingen, den Bären enthaltend, die Sorgfalt jener beiden edeln Brüder, die dem Orden in der letzten Zeit seines Glanzes, von 1393 bis 1410, vorstanden. Bis zur Erneuerung des Schloßes sah man an den Wänden des Convents-Kemters kämpfende Ritter zu Roß, andere Ritter in glänzender, mit Gold aufgehöhter Rüstung, gleichfalls zu Pferde, im großen Kemter auf rothem Grunde gemalt. Ulrich von Jungingen ließ das Bildniß seines Bruders neben denen seiner Vorgänger im kleinen Kemter malen, und noch zur Zeit der Herstellung desselben fand man in den spitzbogigen Wandblenden unter dem Gewölbe

¹⁾ Näheres bei Töppen, Geschichte der Stadt Marienwerder und ihrer Kunstbauten (Marienwerder 1875). S. 236 ff.

²⁾ Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Westpreußen S. 204.

des letztern die Reste dieser Bilder, die Meister hoch zu Roß, im weißen Ordensmantel, auf landschaftlichem Grunde gemalt. Sie sind seitdem sämtlich zerstört und nirgends erneuert worden¹⁾.

Das Gewölbe der Domkirche zu Culmsee war, wie erst ganz unlängst bekannt geworden ist, frisch und glänzend bemalt. Nicht minder war die St. Brigittenkirche zu Danzig an Wänden und Pfeilern vielfarbig decorirt, wie man sich noch heute bei Entfernung des Mörtelanwurfes überzeugen kann.

Der ermländische Bischof Lucas Wakelrode, ein großer Freund und Förderer der Kunst, ließ um's Jahr 1500 seine Kapelle im Schlosse zu Heilsberg, sowie die Gewölbe des Hauptschlusses der Nord- und Westseite mit ausgezeichneten Deckenmalereien schmücken, welche vielfach auf rothem Grunde ein schönes Laubmuster in Weiß oder Braun zeigen, und an den Rippen einen reichen Wechsel der Färbung in Roth, Blau, Weiß, Rothblau, mit und ohne Laubverzierung²⁾.

In der Kapelle des Schlusses Rehden sieht man ebenfalls noch ein altes, sehr interessantes Wandgemälde³⁾.

Ein viel geübter und zu großer Vollkommenheit entwickelter Zweig der mittelalterlichen Malerei war die Polychromirung plastischer Bildwerke in Stein, Stuck und Holz, besonders an den zahlreichen Schnitzaltären, von welchen noch die Rede sein wird. Man war eben damals noch nicht der verkehrten Ansicht, daß der Marmorstein oder das edele Eichenholz durch Färbung nur verlieren und nicht gewinnen könne. Feines Grün, Roth und Blau, aber nicht das grelle, ganz moderne Blau, sondern ein mildes Grün-Blau, waren die bevorzugten Farben, besonders aber Gold, und zwar Glanzgold. Nicht nur wurden fast ausnahmslos die Gewänder vergoldet, nein, auch Haare und Bart; die Anwendung von Farben blieb eigentlich nur auf die untergeordneten, mehr versteckt liegenden Theile, wie Untergewänder, Futter, Hohlkehlen bei der Architektur, beschränkt; auch die Hände und Gesichter wurden durch einen feinen und milden Fleischfarbenglanz in edeler Weise belebt. Der Gedanke der Künstler war, das ganze Altarwerk, besonders aber die Heiligenfiguren, der natürlichen Wirklichkeit zu entrücken und im Glanze himmlischer Verklärung erscheinen zu lassen, und für diesen Zweck eignete sich am besten eine Vergoldung der ätherisch gehaltenen Gestalten⁴⁾.

¹⁾ Quast a. a. O. XI, 195, 196.

²⁾ Quast, Denkmäler der Baukunst im Ermland S. 8.

³⁾ Vgl. Frölich in „Altpr. Monatschrift“ XXI, S. 160 ff.

⁴⁾ Es ist hier nicht der Ort, auf den Charakter und die Technik der alten Polychromie näher einzugehen; aber eine Bemerkung möge gestattet sein, daß nämlich unsere

Tafelbilder fanden sich vorwiegend an den Altären, stets wenigstens auf der Rückseite der Flügel. Maler wetteiferten mit den Bildschnitzern, durch ihre Kunst nicht allein den Altar zu schmücken, sondern auch das gläubige Volk zu belehren und zu erbauen. Solcher gemalten Altäre gab es einst im Ordenslande eine große Zahl. Unter diesen Werken waren viele von großer Schönheit, reich an jenen Vorzügen der idealen, echt religiösen Auffassung, der innigsten Empfindung und zarten Technik, die uns die Malerei des Mittelalters so lieb machen. Das beweisen ein Mal die in den ältern Visitations-Acten und anderswo noch erhaltenen Beschreibungen früherer Altarwerke, und dann die noch zahlreich vorhandenen Reste.

Nur wenige von den vielen Tafelbildern mögen hier aufgeführt werden. Die Kapelle des Hochmeisters im Mittelschloß Marienburg wurde zu Anfang des 15. Jahrhunderts restaurirt und mit reichem Bilderschmuck versehen. Eine Hauptzierde derselben war ein aus Prag, wo damals seit den Tagen Karl's IV. die Kunst eine schöne Blüthe erreicht hatte, bezogenes Bild, wofür drei Schock böhmische Groschen bezahlt wurden. Doch auch einheimische Maler waren thätig. Ein Tafelbild wurde aus Königsberg nach Marienburg gebracht. Sehr geschätzt war eine Tafel auf dem Altare des Meisters, welche drei Mark kostete. Als Maler im Solde des Hochmeisters wird ein Peter genannt, welcher das Meiste in der Kapelle malte, und zwar in alter Manier auf Goldgrund. Von ihm rührten zwei Tafelbilder am Altare her, desgleichen mehrere Wandbilder, darunter ein Kreuzbild. Die ältern Wandbilder der Kapelle mußte Peter restauriren. Die Malerin Peter welche für den Hochmeister Fahnen malte, war gewiß des Genannten Gattin¹⁾. Ein anderer Marienburger Maler war Meister Johann, welcher im Jahre 1397 vom Hochmeister für ein Gemälde, das für den König von Ungarn bestimmt war, 121 Mark empfing²⁾.

Sehr alt, sicher noch aus dem 14. Jahrhundert, sind vier auf beiden Seiten bemalte Tafelbilder von etwa $\frac{1}{2}$ m. Höhe, jetzt im Museum der Prussia zu Königsberg, einst im Löbenicht'schen Hospital daselbst, offenbar Flügel von zwei kleinen Altären. Auf sehr feinem, mit schwarzcon-

moderne Polychromie weit, sehr weit hinter der mittelalterlichen zurücksteht, und daß es noch eines sehr gründlichen Studiums der alten Technik an den vorhandenen Werken bedarf, um nur einigermaßen die Solidität und großartige Wirkung der alten Weise zu erreichen. Vortreffliche Studien über die frühere Polychromie und sehr beherzigenswerthe Winke in dieser Beziehung enthält das ausgezeichnete Werk Dr. Münzenberger's über die mittelalterlichen Altäre, welches deshalb Allen, denen es um eine würdige und erbaulich wirkungsvolle Decoration von Kirchen zu thun ist, hiemit auf's wärmste empfohlen sei.

¹⁾ Gebser und Hagen a. a. O. 29 ff. — ²⁾ A. a. O. 33.

tourirten Weinblättern gemustertem Goldgrunde zeigt das eine den Tod Maria's in Anwesenheit der Apostel, auf der Rückseite Christus am Kreuze zwischen Johannes und Maria auf rothem Grunde, das andere unter einem reichen Baldachin die Madonna mit dem Kinde, das einen Stieglitz hält; die Malerei der Rückseite ist zerstört. Die Technik ist überaus zart und schön. Minder gut sind die zwei andern, welche beide die gleiche, nur wenig abweichende Darstellung haben: Maria, das nackte Kind auf den Armen, das der Mutter an's Kinn faßt. Im Hintergrunde musizirende Engel.

Hochberühmt ist das Bild des jüngsten Gerichts in der Marienkirche zu Danzig, ein Werk von Hans Memling. Danziger Seefahrer erbeuteten dieses nach England bestimmte Bild mit dem Schiffe, das es trug, und brachten es in ihre Heimathstadt, wo es in der Hauptkirche seinen Platz erhielt.

Zu den ältesten mittelalterlichen Tafelmalereien darf man die Flügel eines Graudenzer Altarwerkes rechnen, welche jetzt in dem Provincial-Gewerbe-Museum in Danzig zu sehen sind, zu den schönsten die Todocusbilder in der Kirche zu Santoppen bei Köffel, acht Flügel von einem alten Altarwerke¹⁾. Die Bilder, acht Darstellungen aus der Leidensgeschichte des Herrn, vier aus der Legende des Heiligen, dann Mariä Verkündigung, eine hl. Familie und die hl. Ursula mit ihren Jungfrauen, erinnern an die Nürnberger Schule. Daß zwischen Emmland und Nürnberg Beziehungen waren, folgt schon daraus, daß nicht viel später ein Schüler Albrecht Dürer's, Crispinus Herrant, am Hofe des Bischofs Johannes Dantiscus in Heilsberg sich aufhielt.

Ähnlich naturalistisch derben Charakters sind auch die Malereien eines Flügelaltars, ehemals in der Schloßkapelle, jetzt in der Pfarrkirche zu Allenstein, gemalt in der Weise des jüngern Rogier v. d. Weyde, in manchen Figuren auch an Memling erinnernd. Nach dem Urtheile v. Quast's dürfte das Bild von einem der ersten niederrheinischen Nachahmer jenes großen Niederländers herrühren und in ähnlicher Weise, wie viele andere Kunstschätze der Danziger und Elbinger Kirchen, durch die Handelsverbindungen der Seestädte nach Preußen gekommen sein²⁾.

Von alten Tafelbildern, die nicht zugleich Altarbilder waren, sind mir nur die Hochmeisterbilder im Dom zu Königsberg und eine Tafel

¹⁾ Vgl. Mittheilungen des ermländischen Kunstvereins III, 13 ff., wo noch eine Reihe anderer gemalter ermländischer Flügelaltäre beschrieben ist. Den dort erwähnten ist beizuzählen ein sehr schönes, leider stark beschädigtes Tafelbild, die Kreuzigung und den Kreuzweg darstellend, in der Hospitalskirche zu Frauenburg.

²⁾ Quast a. a. O. 43.

der Schuhmachergejellen in Elbing, jetzt im städtischen Museum dortselbst, bekannt geworden.

Daß es auch Glasmalereien in den Kirchen und Schloßern des Ordenslandes gab, ist nicht zu bezweifeln. Die Fenster in der Kapelle des Mittelschloßes zu Marienburg waren sicher gemalt; denn wir finden in dem Treßlerbuche die Nachricht, daß von Marienburg aus nach einem Schloße vier Ellen Glas mit Bildwerk, nach einem andern sieben Ellen, ebenfalls mit Bildwerk, gesandt wurden. Die Kapelle des Hochschloßes hat heute noch ein ganz und zwei theilweise erhaltene herrliche mittelalterliche Glasfenster. Bezeugt sind Glasmalereien außerdem noch in St. Johann und St. Marien zu Thorn¹⁾.

Wer schöne Miniaturen sehen will, welche einst in den Klöstern des Ordenslandes gemalt worden sind, der besuche die Marienkirche von Danzig²⁾, die Bibliothek des ehemaligen Cistercienser-Klosters Pselplin, jetzt Bücherammlung des Priesterseminars, und die Bibliothek des Klerikalseminars zu Braunsberg³⁾. Diese erhielt aus dem Nachlaß des Fürstbischofs Joseph v. Hohenzollern zwei Chorbücher, von denen eines laut Inschrift ein Mal dem Kloster Zarnowitz, einer Stiftung von Oliva, das andere vielleicht Oliva gehört hat. Letzteres scheint eine französische Arbeit zu sein, wäre also ein Mal auch nach Preußen importirt worden.

Wie die mittelalterlichen Maler, so betrachteten es auch die Bildhauer als ihre vornehmste und edelste Aufgabe, die Gotteshäuser in ihrem Innern und Außern mit bildnerischem Schmuck auszustatten, zur Belehrung und Erbauung des Volkes. Häufig sieht man auch an den Kirchen des Ordenslandes in Nischen an den Wänden und Pfeilern Heiligengestalten, besonders die Gottesmutter, oder ganze Gruppen (so an der Marienkirche zu Danzig), öfter auch, wie z. B. an einer Elbinger Kirche, leer stehende Nischen, deren Baldachinbekrönung noch darauf hinweist, welchen kostbaren Schatz sie einst zu bergen und zu schützen hatten. An den Pfeilern der größern Stadtkirchen standen auf Consolen der Regel nach die Statuen der zwölf Apostel, Maria's und des Heilandes, der Patrone der Kirche. Aber die Bildwerke des Ordenslandes waren meistens aus Holz gemeißelt oder auch aus Stuck geschnitten — geschnitten und nicht gegossen, so daß sie den vollen Anspruch auf den Namen „Kunstwerke“ haben —; nur in vereinzelten Fällen finden sich Einzelfiguren oder cyclische Darstellungen von Stein, Sandstein oder schwedischem Kalkstein. Dahin mehrere Madonnenbilder, eine Pietà und ein Gruppenbild an bezw. in der Marienkirche zu Danzig, eine sehr edel

¹⁾ Steinbrecht a. a. O. 26, 39. — ²⁾ Hirsch a. a. O. 41 und Taf. XX.

³⁾ Mittheilungen des erml. Kunstvereins II, 1—11.

gehaltene Pietà aus Sandstein, polychromirt, mit ergreifendem Schmerz-
ausdruck in der Kirche zu Neukirch bei Frauenburg, das Hauptportal
der Domkirche zu Frauenburg mit seinem reichen plastischen Schmuck,
das Südportal am Dom zu Marienwerder, zahlreiche Capitäle an den
alten Ordensschlössern.

Statt der Ornamente von Stein oder Stuck begegnen uns an den
Kirchen und Schlössern des Ordenslandes öfter plastische Ornamente aus
gebranntem Thon. Die sogenannte goldene Pforte an der Schloßkapelle
zu Marienburg mit dem Relieffschmuck ihrer Säulencapitäle, den Figuren
und dem Laubwerk an den Leibungen des Spitzbogens, den Relieffgruppen
in den Nischen zu beiden Seiten des Portals gehört schlechthin zu dem
Edelsten, was im Ziegelbau geschaffen worden ist. „Ich stehe nicht an
es auszusprechen,“ so urtheilt Ferdinand v. Quast¹⁾, „daß, was zierliche,
bis in die einzelnen Formen durchgeführte Detailbildung betrifft, mir im
gesammten deutschen Ziegelbaue nichts vorgekommen, was dieser ihren
Namen im edelsten Sinne des Wortes mit Recht führenden goldenen
Pforte gleichkäme.“ Nur die ähnliche Pforte am Schlosse zu Lochstädt
steht ihr nahe²⁾.

Einzig dastehend ist auch das ausgezeichnete Mosaik = Bildwerk der
Madonna mit dem Kinde in der östlichen Fensternische der Schloßkapelle
zu Marienburg, eine erhabene, 26 Fuß hohe Gestalt, vielleicht die größte
Figur des ganzen Mittelalters, gleich ausgezeichnet in Bezug auf Sculptur
wie auf Färbung, was um so auffallender ist, als die Kunst des Mosaiks
gerade in jener Zeit, d. h. im 14. Jahrhundert, selbst in Italien da-
nieder lag. Das Bild ist in Stuck geformt und war ursprünglich poly-
chrom bemalt³⁾; erst später, vielleicht Ende des 14. Jahrhunderts, wurde
es mit Mosaik überzogen. Im ganzen Norden sind außer dieser Marien-
statue nur noch zwei Mosaiken vorhanden, das eine an dem Portal des
St. Veitsdomes zu Prag, das andere wieder im Ordenslande Preußen,
nämlich über dem Südportal des Domes zu Marienwerder, die Marter
des h. Johannes darstellend (1380). Die Mosaiken von Marienburg und
Marienwerder als im Zusammenhang stehend zu denken, dazu berechtigt
schon die Nähe beider Orte. Aber vielleicht darf man auch einen Zu-
sammenhang zwischen ihnen und dem Prager Bilde annehmen, wie ja
überhaupt sich viele Beziehungen zwischen dem Ordenslande und der
böhmischen Hauptstadt nachweisen lassen⁴⁾.

Ein weites und lohnendes Gebiet für ihr Schaffen war den Bild-
schnitzern eröffnet in der Ausstattung der Altäre mit bildnerischem

¹⁾ M. Pr. Pr.-Bl. XI, 55. — ²⁾ A. a. O. 57.

³⁾ Ein ähnliches wahrscheinlich früher auch an dem Dom zu Marienwerder. Töppen
a. a. O. 234. — ⁴⁾ Vgl. Töppen a. a. O. 233.

Schmuck, und hier zeigt sich die alte Bildhauerkunst in ihrer reichsten Entfaltung und Mannichfaltigkeit. Im 15. Jahrhundert steigerte sich bei den immer zahlreicher werdenden frommen Stiftungen auch ebenmäßig das Bedürfniß nach Altarwerken; denn jede Bruderschaft, jede Innung mußte ihren Altar haben. In den Dorfkirchen gab es deren meistens drei, nicht selten noch mehr; in den großen Stadtkirchen waren in der Regel sämmtliche Pfeiler und Kapellen, meistens auch noch die Seitenwände, mit Altären versehen. So mußte sich denn gerade auf dem Gebiete des Altarbaues eine rege künstlerische Thätigkeit entwickeln.

Viele von den berühmtesten Altarwerken waren freilich, wie sich bei dem lebendigen Verkehr der sechs preussischen Hansestädte, besonders Danzigs, mit den bedeutendsten Handelsplätzen an der Ost- und Nordsee nicht anders erwarten läßt, von auswärts bezogen worden. Der berühmte Altar der h. Dreikönige, welchen im Jahre 1440 das Danziger Kürschnergewerk von dem Rathsherrn Terrax ankaufte, war das Werk eines Meisters Wavere aus Mecheln. Der hochinteressante Schnitzaltar der St. Reinholds-Bruderschaft, den auch Münzenberger in seine Sammlung aufgenommen hat, stammt nach der Danziger Ueberlieferung aus Nürnberg, ist aber nach dem Urtheil Münzenberger's eine flämische Arbeit; desgleichen der ausgezeichnete kleine Marien-Altar in der Pfarrkirche zu Braunsberg.

Ebenso begegnen wir mehreren fremden Künstlern, die sich im Ordenslande niedergelassen hatten. So in Danzig Antonius Wildt, Maler, Heinrich Holzapfel, Holzschnitzer, besonders aber der Maler und Bildschnitzer Michael Schwarz, der Verfertiger des kolossalen alten Hochaltars der Marienkirche; er war aus Augsburg und ein Schüler Albrecht Dürer's. Allein die große Mehrzahl der ältern Altarwerke in dem deutschen Osten dürfte denn doch von einheimischen Meistern geschnitzt und gemalt sein, deren Namen freilich nicht überliefert sind, weil eben die mittelalterlichen Künstler bei ihrer Bescheidenheit nicht die Gewohnheit hatten, auf ihre Werke ihre Namen einzugraben.

Solche Altäre, theils vollständig, theils nur in Bruchstücken erhalten, finden sich noch in großer Zahl in der Marienkirche zu Danzig allein 23, mehr als in allen Museen Frankreichs zusammengenommen¹⁾, in der Trinitatiskirche dortselbst, in den drei Hauptkirchen, in der St. Georgskapelle und im städtischen Museum von Elbing, in der Domkirche von Frauenburg vom Jahre 1504, in den Pfarrkirchen zu Marienburg, Braunsberg, Guttstadt, Wigehnen, Schalmey und Pettelkau im Ermland; ein schöner Adalbertus-Altar vom Jahre 1504, ehemals in der Adalberts-

¹⁾ Münzenberger a. a. O. 3, 4.

Kapelle bei Tenkitten, jetzt im Privatbesitz, zwei Altäre im Museum der Prussia zu Königsberg. Auch der Haupttheil des Hochaltars der Domkirche von Königsberg ist noch den Werken der mittelalterlichen Kunst zuzuzählen. Die Klosterkirche von Carthaus bewahrt einen Altar laut Inschrift aus dem Jahre 1444, der in geradezu klassischer Weise den Stil jener Zeit an sich trägt¹⁾, die in Zuckau einen solchen aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, dieselbe Kirche auch den sogenannten Schrein des Westwin. Der Schnitzaltar der Kirche von Osterwieck befindet sich jetzt im Provincial-Gewerbe-Museum zu Danzig. Ferner existiren mittelalterliche Figuren-Altäre in der Kirche auf Hela, in Lübschau bei Dirschau, in St. Albrecht und Braust bei Danzig, Ueberreste in Langenau bei Danzig²⁾, in St. Johann und St. Marien zu Thorn³⁾.

Wer aber ein Mal die ältern Descriptiones ecclesiarum aus dem 17. und 18. Jahrhundert durchblättert, der wird im höchsten Grade schmerzlich berührt werden, wenn er das, was einst von dergleichen Figuren-Altären vorhanden war und ohne Noth zerstört worden ist, mit dem vergleicht, was sich bis heute noch erhalten hat.

Man stelle sich nur ein Mal recht lebhaft einen mittelalterlichen Flügelaltar vor und eine Kirche, die mit solchen Altarwerken in großer Zahl ausgestattet war. An gewöhnlichen Tagen ist alles höchst einfach und schlicht; denn die Altarschreine bleiben geschlossen und zeigen auf den Außenflügeln nur ganz einfache, aber ernste und fromme Malerei. An Sonntagen und niedern Festtagen wurden die obern Flügel geöffnet, und das Volk hatte nun die gemalten Innenseiten der obern und die Außenseiten der untern Flügelpaare mit ihren reichen Malereien auf hell glänzendem oder durch Musterung gemildertem Goldgrunde vor sich. An hohen Festtagen wurden auch die untern Flügel ausgebreitet, und nun strahlte dem Beschauer der eigentliche innere Altarschrein mit seinen in Glanzgold und feiner Bemalung prangenden Bildwerken oder seinen aus dem Goldgrunde heraustretenden so ernst und so innig frommen gemalten Bildern wie ein ganzer Himmel verkörperter Heiligengestalten entgegen, das Ganze eine Biblia pauperum, welche dem Volke stets die Hauptthatfachen der Erlösung vor Augen führte⁴⁾. Wie großartig mußte der Eindruck auf einen Christen sein, der selbst in festlicher, weihvoller Stimmung an einem hohen Feiertage das Gotteshaus betrat und nun dieses alles auf sich wirken ließ! Man darf in der That sagen, daß der mittelalterliche Flügelaltar das bis jetzt unübertroffene Vorbild in

¹⁾ Vgl. Münzenberger a. a. D. 84.

²⁾ Vergl. Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Westpreußen Seite 18 und Beilage 2, 30 und Beilagen 5 und 6, 71, 82, 88, 123, 130 und Beilage 7, 185.

³⁾ Steinbrecht a. a. D. 26, 39. — ⁴⁾ Münzenberger a. a. D. 73, 86.

Bezug auf den Altarbau ist, daß gerade er für unsere Kirchen nicht bloß historisch, sondern auch künstlerisch die meiste Berechtigung hat und überdies allen gottesdienstlichen Anforderungen auf das trefflichste entspricht ¹⁾.

Den Altarwerken reihen wir füglich an die zahlreichen Einzelfiguren, in Holz geschnitzte Madonnen- und Christusbilder, Pietà, Ecce homo. Eine schöne Apostelfigur, St. Andreas, besitzt der Dom von Frauenburg, ein höchst ausdrucksvolles Bildwerk eines sitzenden Heiligen die Hospitalskirche dortselbst. Muttergottesbilder, nach Art der Flügelaltäre zu öffnen und mit figurlichen Darstellungen im Innern, finden sich in Klonowken bei Pr. Stargard, in Lübschau ²⁾ und in der Dominicanerkirche zu Elbing, jetzt dem Hochaltar eingefügt, in Pr. Stargard zwei alte Heiligenfiguren im Bischofsornat, in Holz geschnitzt und bemalt. Das einzige in Holz geschnitzte Sacramentshäuschen besitzt wieder die Marienkirche von Danzig. Von alten Chor- und andern Kirchenstühlen sind noch bedeutende Reste von selten reicher und edel componirter Arbeit vorhanden in der Marienkirche zu Thorn ³⁾, denen der alten Franciscanerkirche zu Braunsberg sehr ähnlich, in der Pfarrkirche zu Guttstadt, in der Domkirche zu Frauenburg, theilweise zu dem jetzigen Bischofsstuhl verarbeitet, im Museum der Prussia zu Königsberg (von 1509), desgleichen im Dome, wo man, wie in der Domkirche zu Marienwerder ⁴⁾, auch einen sehr wohl erhaltenen Bischofsstuhl sieht; in der Pfarrkirche zu Marienburg, in der Graumünchekirche zu Danzig (1510, 1511). Der Uebergangsperiode, näher dem Anfange des 17. Jahrhunderts, gehört das Chorgestühl der Domkirche zu Pöplin an, mit das Reichste, wenn auch nicht Stilgerechteste, was das westpreussische Land an Holzschneidereien aufzuweisen hat, zugleich die letzte Blüthe mittelalterlicher Kunstübung im Kloster Pöplin und in Westpreußen überhaupt ⁵⁾. Bemerkenswerth ist auch die Kanzel in der Trinitatiskirche zu Danzig, deren Mittelstück noch im gothischen Stil gehalten ist.

Einen genial componirten und tüchtig ausgeführten Utenfilienschrank bewahrt die St. Johanniskirche zu Marienburg, einen andern die Nicolaikirche zu Danzig, einen schönen Wandschrank mit interessantem Eisenbeschlag die Kirche von Barent in der Niederung; alte Holzcrucifixe die Kirche von Zuckau ⁶⁾, die Nicolaikirche zu Elbing, eine Kreuzigungsgruppe die Schloßkirche zu Marienburg. Ueberhaupt dürften viele der alten Triumphkreuze unserer Kirchen, so genannt, weil sie einst vom Triumphbogen herabhängen, dem Mittelalter angehören.

¹⁾ N. a. D. 6. — ²⁾ Bau- und Kunstdenkmäler S. 181, 185, 253. — ³⁾ Steinbrecht a. a. D. 26. — ⁴⁾ Töppen a. a. D. 254. — ⁵⁾ Bau- und Kunstdenkmäler 228. — ⁶⁾ N. a. D. 31.

Reicher noch als an kunstvollen Holzschnitzereien war das Ordensland an Werken der Kleinkunst, der Gold- und Silberschmiedekunst und der Erzgießerei. Zahlreiche Kelche, Ciborien, Reliquiarien, Monstranzen, Delgefäße, letztere meist dreigliederig und thurmformig, Gießgefäße, Altar- und Kronleuchter u. dergl. begegnen uns begreiflicher Weise fast nur mehr in den katholischen Kirchen Ost- und Westpreußens, in den Provincial-Museen, manches auch in den großen Berliner Sammlungen.

Mittelalterliche Altarleuchter besitzen die Kirchen von Braunsberg, Guttstadt, Wormditt, Zuckau, Puzig, Dirschau, ähnliche die evangelische Kirche daselbst, Schwarzwald, Kr. Stargard ¹⁾, Thiergart, Barent; die Kirche von Hela auf der Landzunge gleichen Namens zwei gothische Armleuchter aus Messing, welche sicher zu dem alten Flügelaltar gehören ²⁾.

Auch an Kronleuchtern fehlt es nicht, nur haben sie nicht die Form von Kronen oder Ringen, sondern bestehen aus Metallreifen, welche, von meist achteckigen Consolen ausgehend, in ovaler Schwingung oben in einem Knaufe wieder zusammenlaufen und polychromirte Standbilder, vielfach Doppelstatuen, umschließen. Ein sehr kostbares Exemplar, mit Gravirungen auf der Console, mit einem schönen Doppelbilde der Madonna mit dem Kinde im Innern, sieht man noch in der Pfarrkirche zu Braunsberg, ein anderes, minder schönes, in der zu Wormditt, zwei in der Marienkirche zu Danzig, eines in der Nicolaikirche daselbst.

Vor dem Hochaltare der St. Katharinenkirche zu Braunsberg, das Grab des Bischofes Paul von Legendorf deckend, liegt eine bronzene Grabplatte mit dem Bilde des Verstorbenen in flachem Relief, nach Einigen ein Werk Peter Wischer's oder doch aus dessen Werkstätte hervorgegangen ³⁾. Bemerkenswerthe Leichensteine sind noch vorhanden in den Domen zu Frauenburg, Marienwerder und Königsberg, in Dirschau, Pr. Stargard, Puzig ⁴⁾.

Die ältesten Glocken des Ordenslandes finden sich gegenwärtig wohl zusammen in der St. Marienkirche zu Danzig, eine auf dem Dom zu Marienwerder von 1410, eine im Rathhause zu Wormditt aus dem Jahre 1384, in der St. Johanniskirche zu Thorn eine von 1410, eine andere von 1522 ⁵⁾, außerdem einige wenige in den Landkirchen, besonders den protestantischen, wo sie weniger gebraucht werden und deshalb auch länger sich erhalten haben ⁶⁾.

¹⁾ A. a. D. 32, 58, 170, 236. — ²⁾ A. a. D. 71.

³⁾ Vergl. Zeitschr. für Geschichte und Alterthumskunde Ermlands VI, 309. Mittheilungen des ermländischen Kunstvereins II, 33.

⁴⁾ Bau- und Kunstdenkmäler 59, 171. — ⁵⁾ Steimbrecht a. a. D. 26. — ⁶⁾ Vergl. Erml. Pastoralblatt XIV, 124 ff.

Der werthvollste mittelalterliche Taufstein ist zweifellos der in der St. Nicolaikirche zu Elbing, ein Messingguß, laut Inschrift von Meister Bernhuser aus dem Jahre 1387. Viele Weihwasser- oder Sprengsteine aus dem Mittelalter in runder oder polygoner Form treffen wir noch häufig in den Kirchen Ost- und Westpreußens, in Guttstadt einen von 1585.

Von hervorragenden mittelalterlichen Kelchen, deren Zahl noch sehr groß, seien hier erwähnt: mehrere in den Pfarrkirchen zu Elbing (v. 1502), Guttstadt (1631!), Braunsberg, zwei in der jetzt protestantischen St. Georgenkirche zu Rastenburg¹⁾, von besonderer Schönheit ein silberner und vergoldeter Kelch in der Kirche zu Rosberg bei Guttstadt, nach einer Inschrift auf dem Fuße aus dem Jahre 1379, unstreitig der älteste und schönste, den Ermland, ja das ganze Ordensland aufzuweisen hat. In Westpreußen bewahren kostbare gothische Kelche die Kirchen von Kobbegrube und Rambelisch, Muggenthal, Reichenberg bei Danzig, Wozlaff, Dirschau, überaus reich, aus dem Jahre 1492, Pselplin von 1503, Zuckau²⁾, besonders die Marienkirche von Danzig³⁾. Der reichste und brillanteste aller Kelche aber ist der der Schloßkapelle im Hochschloß Marienburg.

Dasselbe Schloß besitzt auch noch ein sehr schönes silbernes und vergoldetes Diptychon, gewöhnlich Feldaltar genannt, nach der Inschrift aus dem Jahre 1388; ein ähnliches von höchst origineller Form und Arbeit das Provincial-Gewerbe-Museum in Danzig; ein anderes die Schatzkammer der Danziger Marienkirche⁴⁾. Schöne Messkännchen ebendasselbst⁵⁾, dann in Rosendorf bei Marienburg, vor kurzem an das Gewerbe-Museum zu Berlin verkauft. Kostbare Reliquienbehälter in Form von Armen, Büsten, Kästchen, eines als verschließbares Marien-Altärchen, finden sich in der Danziger Schatzkammer⁶⁾, in Heilsberg (Brustbild der h. Ida), Frauenburg.

Auffallend reich sind die ermländischen und westpreussischen Kirchen an wirklich kunstvollen mittelalterlichen Altarkreuzen und Pacificalien, darunter einige von bedeutender Größe. Solche finden sich in Elbing⁷⁾, Frauenburg, Braunsberg, Guttstadt (1641), Mehlsack, Köffel, Schal-

¹⁾ Altpreuß. Monatsjhr. XX, 243 ff.

²⁾ Vergl. Bau- und Kunstdenkmäler 32, 87, 91, 133, 146, 170.

³⁾ Hinz, Die Schatzkammer der Marienkirche zu Danzig, Taf. XI.

⁴⁾ Hinz a. a. O. Taf. XVIII. — ⁵⁾ Taf. XIV und XV. — ⁶⁾ A. a. O. Taf. XV, XVII und XIX.

⁷⁾ An dem Fuße liest man folgende bemerkenswerthe Inschrift: Anno Dñi MCCCCXI crux est reparata a Vernero de Tetige commendatore in Elbigo, primo anno post conflictum et devastationem terrae, a polonis, tartaris et infidelibus pluribus factam (d. i. nach der Schlacht bei Tannenberg).

meß (1560), in St. Jacob zu Thorn¹⁾, ein sehr schönes und reiches in der katholischen Pfarrkirche zu Dirschau (Mitte des 14. Jahrhunderts), ein anderes in Puzig²⁾, ein höchst vortreffliches in Barent, ein anderes, weniger gutes in Lesewitz, ein hölzernes und vergoldetes in der Schatzkammer der Danziger Marienkirche. Eines der schönsten bewahrt das Provincial-Gewerbe-Museum in Danzig. Ein thurmartiges Ostensorium besitzt die Kirche von Gr. Lichtenau bei Marienburg. Pacificalien von runder Form mit Rankenwerk eingerändet, auf der Rückseite eingravirte Heiligenbilder, bewahren noch sehr viele ermländische Kirchen. Früher mit einem silbernen Kettchen zum Aufhängen, sind sie in späterer Zeit vielfach mit einem Fuße versehen worden.

Sodann existiren noch wahrhafte Prachtstücke von thurmartigen Reliquiarien, Krankenciborien, Delgefäßen (St. Nicolai in Elbing), besonders aber Monstranzen, ebenfalls thurmförmig und oft von fast Meterhöhe. Wir nennen aus Westpreußen die der Pfarrkirche zu Stuhm, einst im Besitze der alten Franciscanerkirche zu Braunsberg, dann die in Culmsee, Gr. Lichtenau bei Marienburg, Kirchenjahn, Puzig, Zarnowitz, Zuckau, letztere nach einer am Fuße befindlichen Inschrift aus dem Jahre 1537³⁾, Ueberreste in der St. Brigittenkirche zu Danzig; im Ermland zu Plastwicz, Mehlsack, Wormditt, Arnsdorf, Alt-Wartenburg. Alle diese Monstranzen zeigen schon die kühngeschwungenen Formen der Spätgothik, und man würde sie ohne weiteres für Arbeiten des ausgehenden 15. oder des beginnenden 16. Jahrhunderts erklären, wenn es nicht, wenigstens von einigen ermländischen, feststände, daß sie dem Anfange, ja der Mitte des 17. Jahrhunderts angehören. Die Monstranz der Kirche von Arnsdorf ist inschriftlich datirt von 1600, die Mehlsacker sogar von 1643. Als vor längerer Zeit in den „Mittheilungen des ermländischen Kunstvereins“ auf diese merkwürdige Thatsache hingewiesen wurde, wollte es der große Kenner der mittelalterlichen Kunst und ihrer Geschichte, Professor Giefers in Paderborn, gar nicht glauben, daß noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts im Ermland nach den Gesetzen des mittelalterlichen Stiles gearbeitet worden sei. Allein es verhält sich also; das beweisen nicht nur die Inschriften an den Kunstwerken, der Liber rationum der Kirche von Mehlsack hat zu dem betreffenden Jahre sogar noch den an den Künstler, einen Guttstädter Goldschmied, gezahlten Preis verzeichnet. Im Jahre 1643 ließ auch die Kirche von Frauendorf bei Mehlsack eine gothische Monstranz fertigen,

¹⁾ Vergl. Mittheilungen des erml. Kunstvereins II, 38 ff.

²⁾ Bau- und Kunstdenkmäler S. 170, 59.

³⁾ Bau- und Kunstdenkmäler 31, 59, 66 und Beilage 8.

die 1727 leider umgearbeitet wurde. Für dieselbe Thatsache sprechen auch das oben erwähnte Altarkreuz nebst dem Kelch der Pfarrkirche von Guttstadt, jenes von 1641, dieser von 1631.

Nach dem Gesagten findet sich in den Kirchen und Sammlungen Ost- und Westpreußens noch sehr viel Kostbares von Werken der mittelalterlichen Malerei, Sculptur und Kleinkunst vor; was aber ehemals vorhanden gewesen, das beweisen am besten die alten Inventare der Kirchen, welche dadurch für die Geschichte der christlichen Kunst eine hohe Bedeutung gewinnen. Das Schatzverzeichnis der Königsberger Schloßkirche aus dem Jahre 1518 hat Hipler¹⁾ 1875 veröffentlicht. Was für ein großartiger Reichthum an kostbaren Gefäßen tritt uns da entgegen! Für die ermländischen Kirchen liegt uns eine große Reihe solcher Verzeichnisse vor, namentlich in dem Cromer'schen Sammelwerk: „De episcopatu Warmiensi“ und in den Acten der unter ihm gehaltenen Visitationen, also alle aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Einige derselben, nämlich die der Elbinger St. Nicolaikirche, der Frauenburger Domkirche, der zwölf Städte des alten Hochstiftes Ermland, einiger Landkirchen, außerdem das Inventar des Schlosses zu Heilsberg vom Jahre 1537 hat derselbe Gelehrte neuerdings in der „Zeitschrift für Geschichte und Alterthumskunde Ermlands“²⁾ publicirt. „Ihre anscheinend so trockenen und nüchternen Angaben,“ bemerkt der Herausgeber höchst treffend, „gewähren einen lichtvollen Einblick in die jeweiligen kirchlichen Verhältnisse, Bruderschaften, Andachten und Stiftungen und geben durchgehends ein beredtes Zeugniß für den großen Reichthum jener Erzeugnisse der verschiedenen Künste und Kunstgewerbe, wie sie den Geschlechtern vor uns Jahrhunderte hindurch zur Freude, Erhebung und Erbauung gedient haben. Was die Handschriften und Bücherkataloge des Mittelalters für die Kenntniß der litterarischen Verhältnisse, das sind in analoger Weise die alten Schatzverzeichnisse der mittelalterlichen Kirchen für die Kunst- und Culturgeschichte.“ „Daß ein guter Theil aller dieser Geräthe von einheimischen Juwelieren, Gold- und Silber Schmieden, Bernstein drehern — von denen besonders die Königsberger berühmt waren³⁾ —, Erz- und Glockengießern gefertigt wurde, dafür sprechen schon die Gilden der Goldschmiede und Paternostermacher in Danzig, Elbing, Braunsberg und den übrigen preussischen Städten.“ Noch sehr spät lassen sich Goldschmiede in den kleinen ermländischen Städten, z. B. Heilsberg, Allenstein, Guttstadt, nachweisen. In Marienburg kommt um 1492 ein Goldschmied Karweise vor⁴⁾.

¹⁾ Mittheilungen des erml. Kunstvereins III, 54 ff. — ²⁾ Bd. VIII, 494 ff. — ³⁾ Gebser und Hagen S. 30. — ⁴⁾ Zeitschr. für Gesch. u. Alterth. Ermlands III, 282.

Die erwähnten Kirchen-Inventare enthalten auch lange Verzeichnisse von liturgischen Gewändern, also Werken der Weberei, Stickerei und Paramentik, die alle noch aus dem Mittelalter herrühren. Die Stoffe sind wohl, wie schon die mannsfachen fremdartigen Namen beweisen, meistens von auswärts bezogen. „Die Ornamente,“ bemerkt Hipler, „mit denen diese Stoffe geziert waren, sind allen drei Reichen entnommen: Sterne und Sonnen, Bäume, Blumen, Ranken, Pflanzen und Früchte verschiedener Art, dann Greise, Einhörner, Adler, Tauben, Pfauen, Löwen, Hirsche, Hunde und anderes Gethier; dazu kommen ferner Darstellungen aus der hl. Geschichte, Engel und Heiligenfiguren, mit Inschriften und Hierogrammen mannsfaltigster Art. Diese kunstvollen Webereien und Stickereien sind bei den einzelnen hl. Gewändern noch mit Schildern, Spangen, Röhren, Glöcklein, Granatäpfeln und mannsfachem anderm Zierrath aus Edelsteinen, Perlen, Perlmutter, Bernstein, Korallen, Krystall, Glasfluß, Gold und Silber geschmückt. Von den zahlreichen liturgischen Gewändern, wie sie zur Feier des neuteamentlichen Opfers, zur Bekleidung des Altars und Chorraumes im Gebrauch waren, wird man kaum eines in unserm ermländischen Kirchen-Inventaren vermiffen“ ¹⁾.

Die kostbarsten Schätze mittelalterlicher Paramentik enthält die Schatzkammer der Marienkirche zu Danzig. „Nächst der Cithar in der Domkirche zu Halberstadt,“ urtheilt der Canonicus Dr. Bock, „möchte nicht leicht in Deutschland eine Sacristei zu finden sein, die einen solchen Schatz von mittelalterlichen Cultus-Gewändern aller Art, in den reichsten Seiden-, Silber- und Goldstoffen, mit den kunstvollsten Stickereien ausgestattet, — aus dem 12. bis 16. Jahrhundert — aufzuweisen hätte, wie die Gewandschränke der Liebfrauenkirche zu Danzig.“ Seitdem dieses Urtheil ausgesprochen worden, hat sich aber die Sammlung durch neue Funde bei einer Renovation des Innern der Kirche im Jahre 1861 – 62 zu einem Umfange erhoben, welcher die Halberstädter Sammlung bei weitem übersteigt. Man denke nur: 92 Kaseln, 20 Dalmatiken, 26 Pluviale's, 24 Umbracula, 11 Antependien, eine Menge von Alben, Stolen, Humeralia, Manipeln, Drarien, gestickten Tüchern, Reliquienkästchen, Ampullen, Kelchen und andern Gefäßen²⁾. Sehr begreiflich! Denn jede hervorragende Patrizierfamilie, jede Innung, jede Bruderschaft hatte entweder eine eigene Kapelle oder wenigstens einen Nebenaltar in der Kirche, und jeder Altar mußte wieder seine eigenen Utenfilien an Gewändern, Geräthen u. s. w. besitzen. In der Ausstattung der Altäre herrschte ferner ein förmlicher Wettstreit unter den einzelnen Besitzern.

¹⁾ U. a. D. 498. — ²⁾ Vgl. Hinz a. a. D. 3, 5.

Was die kirchliche Kunst jener Zeit nur irgend aufweisen konnte, wurde beschafft, oft aus weiter Ferne herbeigeholt. Da nun gegen Ende des Mittelalters in der Marienkirche mit Ausschluß des Hochaltars 47 Altäre vorhanden waren, an welchen 98, um die Mitte des 16. Jahrhunderts sogar 128 Priester fungirten, so kann man ermessen, wie groß der Reichtum an kostbaren kirchlichen Geräthen, Gewändern u. s. w. gewesen sein muß¹⁾.

Vergessen wir über solchem Reichtum auch die Paramentenschätze nicht, welche die Pöpliner Domkirche noch heute bewahrt, zwar nur wenige Messgewänder, aber mit Stickerei in Gold und farbiger Seide von so vortrefflicher Arbeit, „daß der Gesichtsausdruck der einzelnen Figuren die Herstellung in Stickerei gänzlich vergessen läßt“²⁾. Sie gehören dem 16. Jahrhundert an.

Sonstige Ueberreste dieses im Mittelalter so blühenden Kunstzweiges sieht man noch in der St. Nicolaikirche zu Elbing (zwei Kaseln), in dem Museum der Alterthums-gesellschaft Prussia zu Königsberg (früher im Löbenicht'schen Hospital), hier einen Seitenbehang für einen Baldachin, eine Stickerei in Seide, Gold und Silber mit acht Darstellungen aus der Leidensgeschichte und fünf Bildern der Apostel. Ein ähnlicher Behang existirt auch in der Pfarrkirche zu Wormditt: ein mit Fransen besetzter Sammetstreifen mit der Inschrift in gothischen Buchstaben: „Proprio filio suo non pepercit deus, sed pro nobis omnibus tradidit illum. Ad Rom. 8. 1575,“ nach einer Tradition aus Warschau stammend.

Alle jene herrlichen Blüthen einer schönen Kunstepoche, wo sind sie geblieben? Schon die Verheerungen des Landes durch Polen und Lithauer nach der Schlacht bei Tannenberg, 1410, haben mit den Burgen und Schlössern auch viele Kunstwerke vernichtet. „Diu unwistin, der gar vil was,“ schreibt Joh. v. Posilge zum Jahre 1414³⁾, „hibin den Bildin dy Koppe abe und zouslugin sy und vorbrantin dy kirchin.“ In dem Städtekriege wurde nicht schonender verfahren, wie uns der Zeitgenosse Joh. Plastwig⁴⁾ bezeugt. Daß es bei den Verwüstungen des Landes besonders auch auf die Kostbarkeiten der Kirchen abgesehen war, beweist der Umstand, daß damals die Silbergeräthe und Kostbarkeiten der Frauenburger Domkirche außer Landes, und zwar zuerst nach Königsberg geschafft, dann aber dem Bischof Paul Einwald von Kurland in Verwahrung gegeben wurden. Unter dem ermländischen Bischof Lucas Bagelrode nahm die Kunst wieder einen erfreulichen Aufschwung;

¹⁾ U. a. D. 5, 6. — ²⁾ Bau- und Kunstdenkmäler S. 231.

³⁾ Script. rerum Prussicarum III, 343. Vgl. die obige Inschrift an dem Elbinger Altarkreuz. — ⁴⁾ Script. Warmienses 19.

„sünderlichen hatt er nicht wenig kostlichen kirchengerets hin und wieder gezeuget,“ berichtet die Chronik von Kregmer¹⁾. Vieles, was die Kriegstürme des 15. und 16. Jahrhunderts glücklich überdauert hatte, fiel den Schwedenkriegen des 17. Jahrhunderts zum Opfer. Als die Schweden im Juli 1626 unerwartet Braunsberg besetzten, suchten die Frauenburger Domherren allerdings in der Eile, so viel sie konnten, von kostbarem Kirchengeräth in das stark befestigte Allenstein zu retten; für das Uebrige erbat der Domherr Hindinberg gegen Uebergabe der Stadt Schonung, die er auch von Gustav Adolph zugesagt erhielt. Trotz dieses Versprechens soll es der König lächelnd angesehen haben, wie die wilden Soldaten in die Kathedrale eindrangen und das noch zurückgebliebene Kirchengeräth raubten. „Alles Geräth,“ erzählt Treter²⁾, „das elegante Orgelwerk, die Tafelbilder der Altäre, die Altäre selbst wurden auf die schwedischen Schiffe geschafft und nach Schweden weggeführt, auch die größern Glocken, aber zugleich mit den Schiffen vom Meere verschlungen.“ Nach demselben Chronisten wurden so fast alle Kirchen von den Schweden ausgeplündert. Bei der Belagerung Thorn's durch die Schweden im Jahre 1703 wurde das prunkvoll ausgestattete Innere des Rathhauses vollständig vernichtet³⁾. Die Verabungen durch die Russen und Franzosen, durch Diebe, dann die häufigen Brände und andere Unglücksfälle, die wechselnde Geschmacksrichtung, welche manches mittelalterliche Kunstwerk in den Schmelztiegel wandern und „in eine bessere Form bringen“⁴⁾ ließ, oder doch nur mit Unmuth duldete und verkommen ließ, bei den kirchlichen Gewändern der Gebrauch und der alles zerstörende Zahn der Zeit — wenn man das alles erwägt, muß man sich wundern, daß noch so Vieles und so Schönes sich bis auf unsere Zeit gerettet hat.

Aufgabe eines jeden Freundes der echt kirchlichen Kunst, namentlich eines jedes Priesters, ist es, die Ueberreste der altherwürdigen Kunstwerke des Mittelalters, welche unsern Vorfahren ein Gegenstand der Freude, der Verehrung und Erbauung gewesen, mit Pietät zu erhalten, vor weiterem Verderben zu schützen, durch kundige Hand restauriren zu lassen; Aufgabe der Geschichtswissenschaft aber ist es, die Erinnerung auch an jene Werke, welche einst vorhanden gewesen, aber durch die Ungunst der Zeiten und Verhältnisse zu Grunde gegangen sind, frisch und lebendig zu erhalten — zur Belehrung für die Gegenwart und die Zukunft. Denn alle jene Schöpfungen der Kunst haben ihre Sprache, und sie reden eine sehr eindringliche Sprache. Schauen wir auf die Zahl dieser Werke hin,

¹⁾ Hipler, Bibl. Warmiensis 81. — ²⁾ De episcopatu et episcopis ecclesiae Warmiensis 142. — ³⁾ Steinbrecht a. a. D. 31.

⁴⁾ Ein in den ermländischen Kirchenbüchern des 17. und 18. Jahrhunderts häufig vorkommender Ausdruck.

welche ein verhältnißmäßig kurzer Zeitraum von etwa 200 Jahren hervor-
gebracht, so müssen wir gebührend staunen über den Schaffenstrieb und
Opfergeist, welcher jene Zeit bejeelte. So viele Kirchen, und in den
Städten meistens weit über das Bedürfniß hinaus, und in den Kirchen
diese große Zahl von Altären mit ihren kostbaren Geräthten und Para-
menten, mit ihren Werken der Sculptur und Malerei und Paramantik!
In der Marienkirche zu Danzig 47 Altäre mit 128 Priestern, in
Elbing allein 24 Bruderschaften und Innungen mit ihren Kapellen und
Altären, in der St. Nicolaikirche dortselbst 27 Vicarien, in der Brauns-
berger Pfarrkirche kaum weniger — was bedeutet das alles für den
religiösen Sinn eines Volkes!

Reflectiren wir aber auf den Charakter und die Technik der Kunst-
werke, was für ein Geist der Einfachheit, Strenge, Gesetzmäßigkeit in
den ältern, welch eine Technik in den ältern wie jüngern! Wie viel
technisches Vermögen, wie viel feiner Kunstfinn nicht nur, sondern auch
Ausdauer und liebevolle Hingabe an die Sache sprechen nicht aus den
herrlichen alten Kelchen, Reliquienkreuzen, Ciborien, Monstranzen; wie
viel Ernst und Frömmigkeit aus den gemeißelten und gemalten Gestalten
an den Altären, Pfeilern und Wänden! Das ergibt sich auch aus der
Betrachtung der mittelalterlichen Kunstthätigkeit im Ordenslande: die
Kunst war vor allem religiös, sie stand im Dienste der Religion und
Kirche, war bejeelt und getrieben von echt katholischem Geiste, dessen
Freude darin besteht, für Gott zu arbeiten und zu schaffen, vor allem
auch das Haus Gottes, die Stätte, wo Seine Herrlichkeit wohnt, zu
schmücken mit dem Besten, was man hat und kann. Das Zweite ergibt
sich ebenso klar: die Kunst war ästhetisch wie technisch hochvollendet.

Wie ganz anders stellt sich doch das Bild des viel geschmähten
Mittelalters demjenigen dar, der es mit offenem, vorurtheilsfreiem
Blicke zu betrachten, es in seinem Streben und Thun zu verstehen im
Stande ist!



9-817

Inst. Hist. i Archiwistyki



315000403881

